

WILFRIED GOTTSCHALCH

In der Nachfolge Max Webers

Ein Literaturbericht

Anläßlich seines 100. Geburtstages am 21. April 1964 ist *Max Weber* vielen Zeitungslesern ins Bewußtsein gerückt worden. Überall erschienen Gedenkartikel, die auf die große Bedeutung seines Werkes für Wissenschaft und Politik hinwiesen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Webers Interpreten und Kritiker oft seine Leistung vereinfachten, entstellten und mißdeuteten, enthält doch sein Denken viele widersprüchliche Tendenzen, die es ermöglichen, daß sich historisch orientierte Soziologen ebenso auf Komponenten seiner Theorien berufen können wie andererseits die Vertreter des „Taschenlampenempirismus“ und „Meßblattenformalismus“.

Da empfiehlt es sich, das durch Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre erworbene Bild von Max Weber, seinem Werk und seiner Person an der von *Eduard Baumgarten* kenntnisreich ausgewählten und einfühlsam erläuterten Dokumentation zu überprüfen.¹⁾ Das Buch ist in drei Teile: „Ausgewählte Dokumente“, „Kommentare und ergänzende Dokumente“, „Zur Interpretation von Werk und Person“ gegliedert, die mit großem didaktischen Geschick miteinander verbunden sind. Nur zwei Mängel stellte ich fest: Ein Stichwortverzeichnis fehlt; außerdem stimmt die Numerierung der Dokumente nicht immer mit der im Kommentarteil überein.

Wachstum und Bildung des persönlichen Sehfeldes Max Webers, sein Verhältnis zu Wissenschaft und Politik, sein Verlangen nach Werturteilsfreiheit der Wissenschaft, seine Beiträge zur historischen und zur systematischen Soziologie werden dem Leser nahegebracht. Dabei hat Baumgarten nirgendwo die Brüchigkeit von Systemcharakter und Instrumentarismus des Werkes, die innere Zerrissenheit der Person verdeckt. Das hätte im Falle Max Weber übrigens auch eine Verkleinerung der objektiven und subjektiven Leistung des großen Gelehrten bedeutet. Die liebevolle Behutsamkeit, mit der uns Baumgarten Max Weber vorstellt, scheint die rechte Methode zu sein, in Webers Soziologie einzuführen. Sie erweckt Anteilnahme und hält zugleich die Distanz aufrecht, die allein eine sachgerechte Untersuchung seiner Thesen erlaubt.

Max Weber hatte Mut zum Scheitern, und darauf beruht zu einem bedeutenden Teil die Größe seiner Leistung. Die von ihm der 'Soziologie angeratene Methode des „Verstehen“ ist unklar. Den Begriff des Idealtypus hatte vor ihm in der Sache schon *Tönnies* verwandt, als er „Gemeinschaft und Gesellschaft“ schrieb. Erstmals definiert wurde er von *Georg Jellinek*. Ob er in der Sozialforschung besonders fruchtbar ist,

1) Max Weber, *Werk und Person*. Dokumente ausgewählt und kommentiert von Eduard Baumgarten. Mit Zeittafel und 20 Bildtafeln. J. C. B. Mohr (Paul Siebest), Tübingen 1964, 720 S., Ln. 49,— DM.

bleibt zweifelhaft, bietet er doch nur, wie *Hermann Heller* kritisiert, „eine gedankliche Fiktion oder Synthese, die der souveräne Betrachter aus einem sinnlosen Gekrabbel diffuser Handlungen und einer sie irgendwie zusammenhaltenden Idee nach Belieben vollziehen oder auch unterlassen kann“. Hinzu kommt noch die Gefahr, auf die *Baumgarten* (S. 596) aufmerksam macht, daß die idealtypischen Bilder oft wie unmittelbare Darstellungen der eigentlichen Realität der Ereignisse wirken. Auch Webers Behauptung: „Für die verstehende Deutung des Handelns durch die Soziologie sind die sozialen Gebilde lediglich Abläufe und Zusammenhänge spezifischen Handelns einzelner Menschen, da diese allein für uns verständliche Träger von sinnhaft orientiertem Handeln sind“, ist unzureichend. Hier übersah Weber, daß soziale „Bedeutungen“ häufig andere sind als die individuellen.

Besonders viel wird heute von Webers Entscheidung für wertfreie Wissenschaft gehalten. Ich kann mich dieser Mode nicht anschließen. Gewiß vermag die Wissenschaft keine absoluten Werte nachzuweisen, aber sie braucht deswegen keinem verwirrenden Relativismus zu verfallen, sondern kann durchaus für historisch und räumlich bestimmte Gesellschaften die „richtigen“ Werte finden, die allerdings steter Überprüfung und Korrektur bedürfen. Welches Motiv hatte Weber, als er das Postulat strenger Wertungsfreiheit aufstellte? Wollte der zutiefst vom Protestantismus geprägte Mann vielleicht religiöse Gehalte der Kritik der Vernunft entziehen, als er die praktische Beurteilung der objektiv ermittelten Tatsachen außerwissenschaftlichen Instanzen vorbehielt? Auffällig ist jedenfalls, wie leicht Positivisten gewissen Mythen verfallen: *Comte* entwarf eine positivistische Religion mit komischen Riten; *Kelsen* nimmt überraschend die katholische Naturrechtslehre als positiv hin; bei *Szczesny* führt die „Entmythologisierung von Angst und Hoffnung“ zu einer mythischen Vermählung von Mensch und Tier.

Im übrigen scheint es mir so, als ob Werturteilsdebatten dann besonders lebhaft werden, wenn die Sozialforscher der Sozialforschung müde sind. Dieser Vorwurf kann freilich Max Weber nicht gemacht werden. Das ist ja das Großartige an ihm, daß das Scheitern der von ihm entworfenen Wissenschaftstheorie sich in seinem eigenen Werk vollzog. Er sprengte selbst das System, das er aufstellte. Sein begriffliches Instrumentarium erwies sich als zu eng für seine Schaffenskraft. Dafür liefern seine Beiträge zur Religionssoziologie, seine Untersuchung der Agrarverhältnisse im Altertum, seine Arbeiten zur Wirtschafts-, Rechts- und Staatssoziologie den Nachweis. *Müller-Armack* warf Max Weber in seinem Buch „Religion und Wirtschaft“ vor, er habe seine religionssoziologischen Studien geschrieben, um in ihnen *Marx* zu widerlegen; das Gegenteil hätte er erreicht. Das stimmt vielleicht. Aber es zeugt nicht nur für die intellektuelle Redlichkeit Max Webers, sondern auch für die scharfe Eindringlichkeit seiner Analysen, wenn diese weitgehend als „marxistische“ Texte gelesen werden können.

Reinhard Bendix hat eine systematische Darstellung der Soziologie Max Webers geschrieben, deren deutsche Übersetzung nunmehr vorliegt²⁾. Wer einen zuverlässigen Führer durch die Werke Max Webers braucht, wird gern zu Bendix' Buch greifen. Untersuchte *Alexander von Schelting* die Wissenschaftslehre, analysierte *Wolfgang Mommsen* die politischen Konsequenzen der Schriften Max Webers, so betrachtet *Bendix* sein Gesellschaftsbild, wobei er der empirischen Leistung besondere Aufmerksamkeit zuwendet.

Bendix' Buch ist in drei Teile gegliedert: I. „Die Deutsche Gesellschaft und die Protestantische Ethik“, II. „Gesellschaft, Religion und Alltagsethik: ein Kulturvergleich“ und III. „Herrschaft, Organisation und Legitimität: Max Webers politische Soziologie“.

2) Reinhard Bendix, Max Weber — Das Werk, Darstellung, Analyse, Ergebnisse, mit einem Vorwort von René König. R. Piper u. Co. Verlag, München 1964. 444 S., Ln. 28,— DM.

Der Wert dieser Darstellung liegt, wie *René König* im Vorwort zu Recht meint, darin, daß sie „ein Bild Max Webers vermittelt, wie es sich demjenigen bietet, der gewissermaßen sein Œuvre von vorn bis hinten durcharbeitet und nunmehr ein synoptisches Gesamtbild davon zu vermitteln sucht“ (S. 7).

Die Tatsache, daß Bendix' „Lebenswerk ganz ungewöhnlich bestimmt ist durch den Einfluß Max Webers“ mag ein Grund für den Verzicht einer kritischen Analyse der Soziologie Max Webers sein. Diese fehlt also noch. Mir scheint, sie könnte dann besonders ertragreich sein, wenn sie von einem Soziologen geschrieben würde, der von einer dialektischen Theorie der Gesellschaft ausgeht.

Das Buch enthält einige kleine Fehler. *Freud* z. B. heißt mit Vornamen Sigmund, nicht Siegmund.

Eine „Schule“ hat Max Weber nicht begründet. Er war wohl einer der letzten, der die Spannung zwischen historisch-materialistischer und formal-positivistischer Soziologie produktiv zu machen wußte. Interessanterweise übt er auf die *amerikanische* Soziologie der Gegenwart starken Einfluß aus. Hier haben u. a. *Parsons* seine formale, *Mills* seine historische Soziologie weiterentwickelt. Von *Talcott Parsons* legt *Dietrich Rüschemeyer* einige „Beiträge zur soziologischen Theorie“ vor.³⁾ Der Sammelband enthält, außer der Einführung Rüschemeyers, Aufsätze von Parsons zur Theorie der Soziologie, zur Sozialanalyse der Familie und Sexualität sowie über Probleme der sozialen Schichtung, des Klassenkampfes, der Aggressivität in Industriegesellschaften, schließlich eine Arbeit über „Demokratie und Sozialstruktur in Deutschland vor der Zeit des Nationalsozialismus“. Der bibliographische Anhang führt Parsons' Schriften auf, außerdem eine Auswahl der kritischen Auseinandersetzungen mit Parsons.

Parsons' theoretische Arbeit zielt darauf, einen begrifflichen Bezugsrahmen zu konstruieren, der „die ständige Rückbeziehung jedes Problems auf den Zustand des Systems als Ganzem“ möglich machen soll. Dabei orientiert er sich offenbar an einem aus der Biologie übernommenen Modell selbst-regulierender Systeme. Er „formuliert ein Modell eines sozialen Systems, in dem die einzelnen Handelnden sich im Einklang mit ihren individuellen Bedürfnissen und mit den Erwartungen ihrer Interaktionspartner verhalten und in dem weiter Erwartungen und Bedürfnisse durch die Verinnerlichung von gemeinsamen Wertmustern und Verhaltensorientierungen gesteuert werden. Das Modell bildet den Ausgangspunkt für typisierende Analysen von abweichenden Verhalten und sozialer Kontrolle“ (S. 19). Vermutlich hängt es mit dieser Gleichgewichtskonzeption zusammen, daß Parsons in den vorliegenden Aufsätzen zu wenig auf jene historischen Prozesse eingeht, die zum Wandel des Gesamtsystems unserer Gesellschaft führen. Daher muß er den Begriff der sozialen Klasse z. B. so definieren, daß der historische Bezug verlorengeht. Sein Klassenbegriff ist für eine sozialgeschichtliche Standortbestimmung untauglich. Er gibt lediglich eine Rangstufe in einem mehr oder weniger statisch verstandenem Schichtungssystem an (S. 191). So ergibt sich, daß Parsons, der Erforschung der gesellschaftlichen Makrostruktur fordert, gerade dort versagt, wo er sich dieser Aufgabe zuwendet, dagegen Nützliches leistet, wo er Teilbereiche des sozialen Lebens, wie Familie, Sexualität, Jugendkultur, untersucht. Hier hilft ihm besonders seine Vertrautheit mit der Psychoanalyse. Hier gewinnen seine Arbeiten konkrete Fülle. Hervorhebung verdient nicht nur Rüschemeyers kluge Einleitung, sondern auch das Geschick, mit dem er aus Parsons Werk ausgewählt hat.

Wertbezogene Sozialforschung hat der leider bereits verstorbene *C. Wright Mills* betrieben.⁴⁾ Drei weitgreifende politische Ideale sind es, die, seiner Auffassung nach, der

3) Talcott Parsons, Beiträge zur soziologischen Theorie. Herausgegeben und eingeleitet von Dietrich Rüschemeyer. Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied am Rhein und Berlin 1964. 308 S., Ln. 22,80 DM.

4) C. Wright Mills. Kritik der soziologischen Denkweise. Aus dem amerikanischen von Albrecht Kruse. Nachwort Ton Norman Birnbaum. Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied am Rhein und Berlin 1963. 296 S., kart. 14,— DM.

Sozialwissenschaft innewohnen: Wahrheit, Vernunft und Freiheit; alle Sozialwissenschaftler seien durch ihre Existenz in den Kampf zwischen Aufklärung und Verdummung verwickelt. In einer Welt wie der unsrigen seien die Bemühungen der Sozialwissenschaft in erster Linie auf eine Politik der Wahrheit gerichtet. Er versucht zu zeigen, daß Freiheit und Vernunft eine zentrale Stellung in der westlichen Zivilisation einnehmen: „Aber als Kriterium oder Zielsetzungen angewendet führen sie schnell zu Meinungsverschiedenheiten. Deshalb gehört es zu den geistigen Aufgaben der Sozialwissenschaftler, das Ideal der Freiheit und der Vernunft zu klären.“ (S. 231)

Mills sagt: „Wenn die menschliche Vernunft mehr und deutlicher auf die Geschichte einwirken soll, dann wird man dabei vor allem auf die Soziologen zurückgreifen müssen. Denn sie sind es, die sich in der Analyse des menschlichen Lebens der Vernunft bedienen (sollten W.G.). Wenn sie an die Arbeit gehen und dabei in bewußt gewählter Richtung aktiv werden wollen, müssen sie selbst erst ihren Standort im geistigen Leben und in der sozialhistorischen Struktur ihrer Zeit bestimmen. Das gilt ebenso für die gesellschaftliche Sphäre des Geistes als auch für dessen Beziehungen zur Struktur einer bestimmten Gesellschaft.“

Im Anschluß hieran hebt Mills drei politische Positionen hervor, die der Soziologe in Betracht ziehen sollte. Der Soziologe könnte sich als „König“ wünschen, wie das von *August Comte* bis *Karl Mannheim* oft erfolgt sei. Mills hält dieses Verlangen für töricht. Es widerspräche den tatsächlichen Machtverhältnissen und verstoße gegen das Prinzip vieler Demokratien. Die zweite heute übliche Rolle sei die „des Königs Berater“ zu werden. In dieser Funktion verliere jedoch der Forscher seine moralische Autonomie und die wesentliche Fähigkeit zum rationalen Denken. Die Rolle der Vernunft beschränke sich hier auf die Verfeinerung der Techniken für den administrativen und interessenpolitischen Hausgebrauch. Die dritte Richtung der Sozialwissenschaft sei wohlbekannt und werde auch gelegentlich eingeschlagen. Hier heißt es die Unabhängigkeit bewahren, der eigenen Arbeit nachgehen, sich selber die Probleme herausuchen und das Wort an die Herrscher *und* Beherrschten richten: „Hier kann die Sozialwissenschaft so etwas wie eine Röntgenabteilung für das öffentliche und private Leben in seiner strukturellen Verflechtung bilden, in der die Forscher rational urteilende Mitglieder einer sich selbst kontrollierenden Vereinigung sind, die wir Sozialwissenschaften nennen.“ (S. 23) Von dieser dritten Position aus greift er sowohl Parsons' „große Theorie“ an, deren eigentliche Grundlage er in der „Wahl eines so hohen Abstraktionsniveaus“ sieht, „daß ihre Anhänger schwerlich zur empirischen Beobachtung durchdringen können“ (S. 74), als auch den „abstrakten Empirismus“, dem er vorwirft, sich mehr „um die Wissenschaftslehre als um die Sozialforschung selber zu bemühen“ (S. 100). Beide Schulen könnten uns lehren, daß wir mit ihrer Hilfe „nicht allzuviel vom Menschen und der Gesellschaft zu begreifen in der Lage sind — die erstere durch ihre formale Unklarheit und letztere durch ihre formale und inhaltslose Kurzsichtigkeit“ (S. 121).

Es ist leicht erklärlich, daß Mills bei seinen Kollegen nicht allzu beliebt ist, zumal seine Kritik auch eine schonungslose Analyse des Wissenschaftsbetriebes enthält. Wie er aus dem sperrigen Geäst des Begriffssystems Parsons' Kleinholz macht, wie er das „Messerschleifen, ohne zu schneiden“ der Methodologen und das „Briefmarkensammeln“ der Nur-Empiriker verspottet, das ist schon schmerzhaft für die Betroffenen. Aber die Soziologie ist nun einmal eine Enthüllungswissenschaft, und da sollte sie vor ihrem eigenen Treiben nicht haltmachen.

Mills weiß sich in der Nachfolge von *Karl Marx* und *Max Weber*. Mit klarer Vernunft wendet er die von ihnen entwickelte historisch-materialistische Methode auf die Sozialgebilde der Gegenwart an. Wie sie ist er ein engagierter Wissenschaftler. Anders als Max Weber treibt er wertende Wissenschaft. Aber er behauptet nirgendwo die absolute Richtigkeit seines Wertsystems, sondern stellt es zur Diskussion. So erfüllt er auf seine Weise Webers Forderung nach konsequenter Wissenschaftlichkeit.